

Friedrich und der Kammerdiener

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXII. Jahrgang 1926, 1. Band

Im vorigen Jahr ging ein groß Gemunkel zwischen deutschen Verlegern, daß ungemein aufschlußreiche, heute noch sensationelle, heute noch auf moralische Duldung angewiesene Briefe von Friedrich dem Großen an seinen Kammerdiener Fredersdorff aus altadeligem Besitz angeboten seien. Daß aber der altadelige Besitz – wie es sich auch gehört – seinen großen König nicht anders als zu einem königlichen Honorar ausliefern würde. Einmal wurde mir eine sechsstellige Zahl genannt, von der ich fürchte, daß sie inzwischen eine Stelle verloren hat, da sich die Physiognomie unsres Verlagswesens inzwischen einige schwere Sorgenfalten zugelegt hat. Die ‚Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorff‘ sind schließlich bei Hermann Klemm A.G. Berlin-Grünwald herausgekommen, von Johannes Richter mit Vorreden, Zwischenreden und Nachreden begleitet, die von einer guten Sachkenntnis allzu reichen Gebrauch machen und auch das Selbstverständliche noch einmal zu verstehen geben. Der Herausgeber, der leider auch eine verständige Menschenkenntnis in Salbaderei schwimmen läßt, besteht mit Minna von Barnhelm darauf, daß der König, der ein großer Mann sei, wohl auch ein guter Mann gewesen sein müsse. Und für sein Buch hat der Herausgeber zweifellos recht.

In einem früher schon veröffentlichten Briefe schreibt Friedrich, der bekanntlich so wenig wie Fridericus Rex deutsch schreiben konnte, an seinen treuen Diener:

Woher heute gegen Mittag die Sone Scheint, So werde ich ausreiten. Kome doch am fenster! ich wolte Dibr gerne Sehen; aber das fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark feuer Seindt! ich Wünsche von hertzen, dass es sich von tage zu tage mit Dibr besseren Möhe.

Diese Zeilen, die der ebenso loyale wie skeptische, aber vor Allem neugierige Theodor Fontane für seine Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht übersehen hat, sind mir früher etwas verdächtig gewesen. Ich liebe meine Freunde auch und werde ihnen ebenfalls empfehlen, sich warm zu halten, wenn sie krank sind. Aber ich werde nicht das Bedürfnis haben, sie am Fenster zu sehen, wenn ich ausreite. War Friedrich so viel gefühlvoller – oder...? Es gibt selbstverständlich Leute, die sich sofort für das Oder... entscheiden oder längst dafür entschieden

hatten. Wir wissen, daß Friedrich als Prinz so gut wie ein Kronprinz, sogar wie drei Kronprinzen bummelte; daß er außer zu seiner Mutter und Schwester alle Beziehungen zum weiblichen Geschlecht grob oder höhnisch kündigte; daß er mit der durchaus nicht unechten Überschwänglichkeit der Zeit zu einigen Jugendfreunden, Leuten von Geist und Form hielt, die ihm fast alle wegstarben. Die literarischen Freundschaften des Philosophen, Schriftstellers und dilettieren den Poeten sind anders anzusehen.

Was man dem früh Vereinsamten, dem bösen und boshaften Zyniker an Lasterhaftigkeit nachsagt, hat ihm eben die Legende nachgesagt, tun die leeren Stellen auszufüllen, die sie nun einmal nicht leiden mag. Ich habe Leute genug gekannt, denen es nicht anders gegangen ist, von denen die Entfernten, die Neugierigen, die gern Aufgeregten immer mehr wußten als die nächsten Freunde. Die Sache liegt wohl so, daß Friedrich in physischer Hinsicht vorzeitig gealtert ist, wie ja der elegante, rundliche, auf frühen Bildern weichlich anmutende Prinz schon von dem Siebenjährigen Kriege in seinen podragischen Falten unheimlich schnell zusammenschrumpfte. Außer den Vergnügungen des Regierens blieben ihm seine Bücher, seine Briefe, seine Gedichte, sein Schnupftabak, seine Flöte, seine Windspiele und nicht zuletzt die spaßigen Katzbalgereien, die der treue Fredersdorff im Einzelnen inszenieren mußte, mit dem schwer zu bändigenden Volk der Acteure, mit den „Huren“ von Tänzerinnen und Opernsängerinnen. Zwischen dem Autokraten auf dem Throne und denen auf den Brettern hat es immer eine hübsche, so oder so ergänzende Beziehung gegeben. Das fängt mit Alexander dem Großen an und hat mit Napoleon nicht aufgehört. Ein zeitgenössischer Franzose, der den Hof Ludwigs XV. und der Pompadour zum Muster der großen Repräsentation nimmt, macht sich über den Kammerdiener und Kabinettssekretär lustig, der in einer Person die Funktionen eines Oberhofmeisters, Oberjägermeisters, Oberstallmeisters und Generalintendanten erfüllt. Der Franzose scheint nicht einmal zu wissen, daß Fredersdorff als Inwärtigstes des Auswärtigen Amtes auch die Spione besorgt hat. Das Regime war jedenfalls billig und zu einem Könige gehörig, der sich eine neue Weste machen läßt, ohne sie vom eignen Einkommen gleich bezahlen zu können. Eine Enteignung der Hohenzollem hätte sich damals noch nicht gelohnt. Ihre Ansprüche wuchsen erst später mit abnehmender Begabung.

Wie verhielt es sich mit diesem Fredersdorff, was besagen uns diese, auch für ihre Zeit besonders unorthographischen Briefe? Daß Friedrich den anschlägigen, tüchtigen, verschwiegenen Kerl gern hatte; daß der Mißtrauische sich in unbedingtem Vertrauen ausruhen konnte; daß er mit ihm nicht nur ohne alle Vorsicht, sondern

auch ohne alle Formeln verkehren konnte wie irgendein märkischer Gutsbesitzer mit seinem Verwalter, der grade so viel lesen gelernt hat. wie jener schreiben kann. Überdies pflegt das elegante, geistreiche, tändelnde, schnörkelnde Rokoko nicht nur in diesem sich der Zivilisation nähernden Preußen die gewisse andre Seite einer plebejischen Derbheit, auf der es sich von Anstrengungen des Geistes erholen kann. Es ist reizvoll, wie unser märkischer Dialekt in seiner erhabenen Nüchternheit, in seiner für Bauern, Gendarmen und Torschreiber ausreichenden Gefühlssparsamkeit aus diesem sozusagen Deutsch herausklingt, das Friedrich von seinen Soldaten, von seinen Dienern und Kutschern gelernt hatte.

Nimb Dühr nur Sehr in acht und mach Dühr nicht zu tzeitig auf die Beine! Ich kan noch nicht So fort, als ich gern wolte. Der alte Dessauer ist verreket. nimb Dühr wohl in acht; Gott bewahre Dühr.

Und ein ander Mal:

Du kanst nicht p ... und ich kan nicht gehen, wihr Seindt allebeide nicht mehr Nutz, als das uns der Schinder holet.

Friedrich hat von seinem Vater, dem Feldwebel und Dorfschulzen, dem außerordentlichen Straßenbauer und Verwalter nicht nur das Podagra geerbt. Ich lese diese Fritzische Prosa lieber als die Verse voll edler philosophischer Resignation, die er seinen französischen Freunden zur kollegialen Beurteilung vorlegte. Es ist ein Mann im Anfang der Vierzig, der diese Billets-doux schickte, und der durchaus den Eindruck eines Siebzigers, eines pensionsbedürftigen Greises macht. Ein merkwürdiger Liebhaber jedenfalls, der sich in hunderten Briefen so genau um die Galle, die Blase, die Haemorrhoiden seines Freundes kümmert, der sich von dem Leichtsinn, von der Ungeduld eines wundergläubigen Patienten nicht ermüden läßt, ihm immer wieder seinen Arzt, seine Kuren, seine Tränke zu empfehlen, Der gute Fredersdorff, der ein ausgezeichneter Verwalter war, der seiner Witwe außer vorbildlich bestellten Gütern eine noch im neunzehnten Jahrhundert florierende Brauerei hinterließ, glaubt nur zu gern an Charlatans und an Goldmacher. Der allzu besorgte Herausgeber hätte seinen aufgeklärten Despoten nicht so weitläufig zu entschuldigen brauchen, wenn der sich nach scherzenden Vorbehalten schließlich auch auf so verlockende „Träumereien“ einläßt. Wir sind im Zeitalter Cagliostros und des Grafen Saint Germain, in dem Freigeisterei und Aberglauben so verträglich zusammenspielen. Je näher der Krieg rückt, den Friedrich in den Knochen spürt, umso mehr verlockt ihn die Versuchung, sich eine geheime Chance vor seinen politischen Widersachern zu sichern: Corriger la fortune. Eine alte Hexe, der das Goldmachen leider mehr kostet als einbringt, wird dem König diskret in

Mannskleidern vorgeführt und nach mißtrauischer Besichtigung wieder an die Luft gesetzt. Aber ein klügerer Charlatan macht mit Friedrich einen Vertrag und muß mit einer Pension beruhigt werden, damit er seinen freigeistigen Auftraggeber nicht vor dem spöttischen Zeitgeist kompromittiert. Der König findet sich anständiger als etwa sein braunschweigischer Schwager, der „zehn falsche Goldmachers“, die ihn getäuscht hatten, auf Festung setzen ließ. Die deutschen Fürsten, weshalb ihre Nachkommen bis ins zehnte und aber-zehnte Glied schon enteignungsfähig scheinen, fanden ja bald ein sichereres System Gold zu machen, das sie aus den Knochen ihrer Landeskinder holten. Friedrich braucht seine Soldaten selbst und „accuraht wie ein Torschreiber“, wie er einmal sagt, rechnet er sich schon aus, daß er aus dem Stein der Weisen, sobald der im Großen arbeiten kann, über siebzehntausend Mann an Grenadiers, Dragonern und Husaren herauszaubern wird. Schließlich muß es auch ohne diese Verstärkung gehen, wenn auch einige von unsern unerbittlichen Pazifisten dem Könige nachrechnen, daß er im Siebenjährigen Kriege mit bedauerlich zurückgebliebener Strategie nichts als Fehler gemacht habe. Was für ein Genie muß er dann gewesen sein! Wenn es einen alten Fritz überhaupt gibt, der immer unauffindbarer wird, so steckt er in diesen Briefen eines richtigen alten Mänkers, eines genauen, knickrigen, in seinem Fuchsbau versteckten Gutsbesitzers, von dem man aber auch weiß, daß er sich eine Oper gehalten, daß er mit feinem Instinkt lauter gute Kunstwerke gekauft, daß er sich eines der graziösesten Schlösser der Welt gebaut und mit seinen französischen Freunden über Gott und Unsterblichkeit medisiert hat. Das Eine wie das Andre, die Sparsamkeit wie die Geistigkeit ist seinem letzten Nachfahren verloren gegangen, der trotz allen Jubiläumsfeiern vom Märkischen gar nichts mehr hatte, der keinen gescheiten Menschen zu Worte kommen ließ und immer nur Drommeten hörte, wenn er, bis zu seiner Götterdämmerung, täglich in Walhall einzog.